

Journal für

Neurologie, Neurochirurgie und Psychiatrie

www.kup.at/
JNeuroINeurochirPsychiatr

Zeitschrift für Erkrankungen des Nervensystems

"Race": Warum alte Begriffe keine neuen Perspektiven haben

Heinz A, Müller DF, Kluge U

Journal für Neurologie

Neurochirurgie und Psychiatrie

2011; 12 (2), 168-174

Homepage:

www.kup.at/

JNeuroINeurochirPsychiatr

Online-Datenbank
mit Autoren-
und Stichwortsuche

Indexed in
EMBASE/Excerpta Medica/BIOBASE/SCOPUS

Krause & Pachernegg GmbH • Verlag für Medizin und Wirtschaft • A-3003 Gablitz

P.b.b. 02Z031117M,

Verlagsort: 3003 Gablitz, Linzerstraße 177A/21

Preis: EUR 10,-

76. Jahrestagung

Deutsche Gesellschaft für Neurochirurgie DGNC

Joint Meeting mit der Französischen
Gesellschaft für Neurochirurgie



2025
1.–4. Juni
HANNOVER

www.dgnc-kongress.de

Im Spannungsfeld zwischen
Forschung und Patientenversorgung

PROGRAMM JETZT ONLINE EINSEHEN!



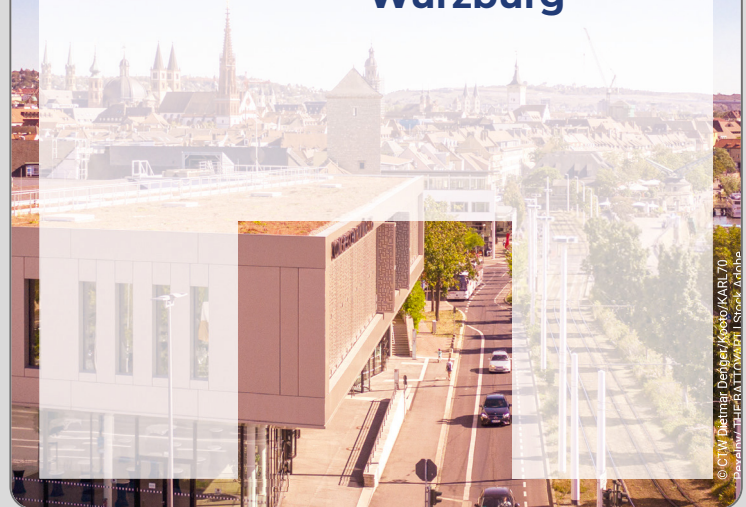
Deutsche
Gesellschaft für
Epileptologie



64. JAHRESTAGUNG

der Deutschen Gesellschaft für Epileptologie

10.–13. Juni 2026
Würzburg



© CIM Deimer Deque/Kosch/KARL70
Bavaria/THP/Alto/Wiki | Stock Adobe

„Race“: Warum alte Begriffe keine neuen Perspektiven haben

A. Heinz, D. J. Müller, U. Kluge

Kurzfassung: Anhand von historischen und aktuellen Debatten und Diskursen werden Komplexität und Kontext der Entwicklung des „Rasse“-Begriffs und seine Verwendung in Wissenschaft und Gesellschaft dargestellt. Es werden wissenschaftliche Argumentationslinien und die damit verbundene Stereotypenbildung diskutiert und in ihrer wissenschaftlichen und praktischen Relevanz hinterfragt.

Ein Einblick in Modelle menschlicher Populationen und ihrer Wanderungsbewegungen bildet den Anknüpfungspunkt für Erklärungsmodelle biologischer Varianzen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Menschen. Dadurch wird eine Kritik an reduktionistischen Thesen ermöglicht, die in den vergangenen Jahrhunderten (und in einigen zeitgenössischen Diskursen) zu sachfremden und diskriminierenden Einteilungen nach „Menschenrassen“ bei-

getragen haben, welche soziale und ökonomische Unterschiede zu rechtfertigen suchten. Reduktionistische Sichtweisen wird ein Blick auf die Variabilität der Menschen entgegengesetzt.

Schlüsselwörter: „Rasse“-Begriff, Stereotype, genetische Varianzen, Erklärungsmodelle

Abstract: „Race“ – Why Old Terms Have No New Perspectives. On the basis of historical and contemporary arguments and discourses, we discuss the development and context of the „race“ concept and its utilisation in science and society. The scientific lines of reasoning and the associated stereotypes are discussed and scrutinised with respect to their scientific, clinical and social relevance.

An short overview over migrational movements of human populations provides an alter-

native account of population differences that is based on clinical, i. e. gradual variations among human populations rather than categorical differences as implied in the „race“ construct. We provide a critical perspective on reductionist theses about human differences, which have contributed during the past century and in some contemporary discourses to inappropriate and discriminating classifications of „human races“. We show how reductionist accounts of human variability can be abused to justify social and economic differences and discuss an alternative view based on anthropological and genetic studies, which emphasize the diversity and variability of human populations. **J Neurol Neurochir Psychiatr 2011; 12 (2): 168–74.**

Key words: „race“-concept, stereotypes, genetic variation, explanatory model

■ Einleitung

In den vergangenen Jahren erlebte der Rassebegriff eine Art Renaissance. Allerdings erscheint er meist in angelsächsischer Form („race“), beispielsweise in Arbeiten zu Genetik und Neurobiologie, wenn Unterschiede in der genetischen Variation in verschiedenen Populationen bezeichnet werden sollen. Viele Journale verlangen direkt die Spezifikation der „rassischen“ Herkunft der Studienteilnehmer: Handelt es sich um „Hispanics“, „African Americans“ oder „Caucasians“? Auch der weltweit größte Kongress der Neurowissenschaftler, die jährliche Tagung der „Society for Neuroscience“, erfragte vor einigen Jahren die „race“ ihrer Kongressteilnehmer. Hintergrund war kein verspäteter Versuch, Klassifikationen aus dem Apartheid-System in den USA einzuführen, sondern vielmehr die ehrenwerte Absicht der speziellen Förderung von Minderheiten – unter Neurowissenschaftlern, Professoren wie Studenten, sind Menschen mit europäischem und asiatischem Hintergrund häufiger repräsentiert als Menschen aus spanischsprachigen Ländern („Hispanics“) oder Afroamerikaner. Politische Korrektheit und Neurobiologie scheinen also eine Verwendung des Rassebegriffs nahezu legen. Und ist es denn nicht unmittelbar evident, dass sich Menschen in Bezug auf Körpergröße, Haut- und Haarfarbe oder Ähnliches vermeintlich leicht in augenfällige Typologien einteilen lassen? Und müssten sich dann die unterschiedlichen Rassen nicht auch in Bezug auf die genetische Kodie-

rung wesentlicher Enzyme unterscheiden, wie beispielsweise für den Arzneimittelabbau belegt wurde? Einer solchen Auffassung steht nun aber entgegen, dass beispielsweise die Vereinigung der amerikanischen Anthropologen, die „Association of American Physical Anthropologists“, in ihrem „Statement on biological aspects of race“ 1996 die Verwendung dieses Begriffs klar abgelehnt hat, da er wissenschaftlich nicht mehr haltbar sei [1]. Livingston publizierte bereits 1962 seine richtungweisenden Arbeiten zur Unhaltbarkeit des Rassebegriffs [2], und auch Genetiker wie Cavalli-Sforza [3] kritisierten diesen Begriff als untauglich und politisch stigmatisierend. Wie kann das sein, welche genetischen Varianzen gibt es beim Menschen zu unterscheiden und wie verteilen sich diese auf unterschiedliche Populationen?

Der vorliegende Essay gibt einen kurzen Überblick über die Entstehungsgeschichte des Begriffs, die evolutionären Grundlagen menschlicher genetischer Variabilität und die sich daraus ergebenden Folgerungen für den Gebrauch des Begriffs selbst.

■ Die historische Entstehung des Begriffs „Rasse“

Ursprünglich wird mit dem Begriff der Rasse eine individuelle Abstammungslinie beschrieben. Demgegenüber wurde im 19. Jahrhundert zunehmend die nationale Eigenheit unterschiedlicher europäischer Völker betont und ein Konzept der kategorialen Unterschiede verschiedener Menschenrassen entwickelt. Bereits in der Bibel wurden unterschiedliche Populationen auf die 3 Söhne Noahs zurückgeführt, wobei Japhet als Stammvater der Europäer, Sem als jener der Semiten und Ham als Stammvater der (Nord-) Afrikaner gesehen wurde. Da Ham das Geschlecht seines betrunkenen Vaters Noah erblickte, wurde angenommen, dass dieses Missge-

Eingelangt am 29. März 2010; angenommen am 17. Mai 2010

Aus der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie, Charité – Universitätsmedizin Berlin, Campus Charité-Mitte, Berlin, Deutschland

Korrespondenzadresse: Prof. Dr. med. Andreas Heinz, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie, Charité – Universitätsmedizin Berlin, Campus Charité-Mitte (CCM), D-10117 Berlin, Charitéplatz 1; E-Mail: andreas.heinz@charite.de

schick ihn und seine Nachkommen gegenüber den anderen Söhnen Noahs zur Sklaverei verdamme. Europäische Bilder von Afrikanern, die vor dem eigentlichen Beginn der transatlantischen Sklaverei in den amerikanischen Kolonien entstanden, beispielsweise von Albrecht Dürer, sind in der Regel jedoch weder abwertend noch karikaturenhaft vergrößert. Erst die entmenschlichende Behandlung afrikanischer Sklaven, von der Erzeugung eines permanenten Kriegszustands in westafrikanischen Regionen über das Massensterben an Bord der Sklavenschiffe bis hin zur erzwungenen Arbeit in den Kolonien, führte zu einer systematischen Entwertung afrikanischer Menschen, welche sich von da ab auch in den bildlichen Darstellungen wie in den „Rasseurteilen“ findet.

Der deutsche Anthropologe Blumenbach [4] betonte allerdings bereits zu Ende des 18. Jahrhunderts, dass sich nur „sehr willkürliche Grenzen“ zwischen den „Rassen“ feststellen lassen, und lehnte den zeitgenössischen Versuch ab, die „Neger“ näher an das Tierreich heranzustellen als andere Menschengruppen. Blumenbach prägte auch den Begriff der „Kaukasier“ zur Bezeichnung europäischer Völker [5]. Dieser Begriff entstand allerdings nicht, wie man vermuten könnte, aufgrund einer Fehllokalisierung des ursprünglichen Siedlungsraums der indoeuropäischen Sprachfamilie in kaukasusnahen Regionen. Vielmehr ging Blumenbach davon aus, dass die Menschwerdung selbst in der Nähe des Kaukasus stattgefunden habe und dass sich die Europäer bzw. „Kaukasier“ gegenüber den ursprünglichen Menschen am wenigsten degenerativ verändert hätten, während die „Äthiopier“ bzw. die „mongolische Rasse“ deutlichere Degenerationserscheinungen aufweisen sollten. Blumenbach ging hier wie viele seiner Nachfolger ganz fraglos von europäischen Schönheitsidealen aus und wertete die relative Abweichung vom europäischen Aussehen als Kennzeichen der Hässlichkeit bzw. Degeneration.

Rassenkonzepte gewannen im 19. Jahrhundert einen besonderen gesellschaftlichen Widerhall, da sie mit der Annahme verbunden wurden, dass die Menschwerdung unabhängig voneinander an verschiedenen Orten der Erde und zu unterschiedlichen Zeiten stattgefunden habe. Nach dieser Theorie, die „Polygenismus“ genannt wird, seien klar voneinander abgrenzbare Menschenrassen entstanden, welche nur durch die spätere Vermischung „an ihren Rändern“ den Anschein abgestufter Ähnlichkeiten erwecken könnten. So beschreibt der Biologe Steven J. Gould in seinem Buch „Der falsch vermessene Mensch“ [6], wie beispielsweise der Schweizer Naturforscher Agassiz von der Annahme ausging, dass „die Rassen als gesonderte Arten“ geschaffen worden seien. Grundannahme der Rassedefinition ist hier das Postulat, dass „Rassen“ abgegrenzte und einander nicht überschneidende geographische Gebiete besetzt gehalten hätten. Gerade in den US-amerikanischen Südstaaten hatte die Theorie des Polygenismus viele Anhänger, zu denen auch Samuel Morton gehörte, der nach seinem Tod 1851 in einem Nachruf wie folgt gewürdigt wurde: „Wir im Süden sollten ihn als unseren Wohltäter betrachten, weil er entscheidend dazu beigetragen hat, den Neger in seine wahre Stelle als Minderwertiger zu verweisen“ [6].

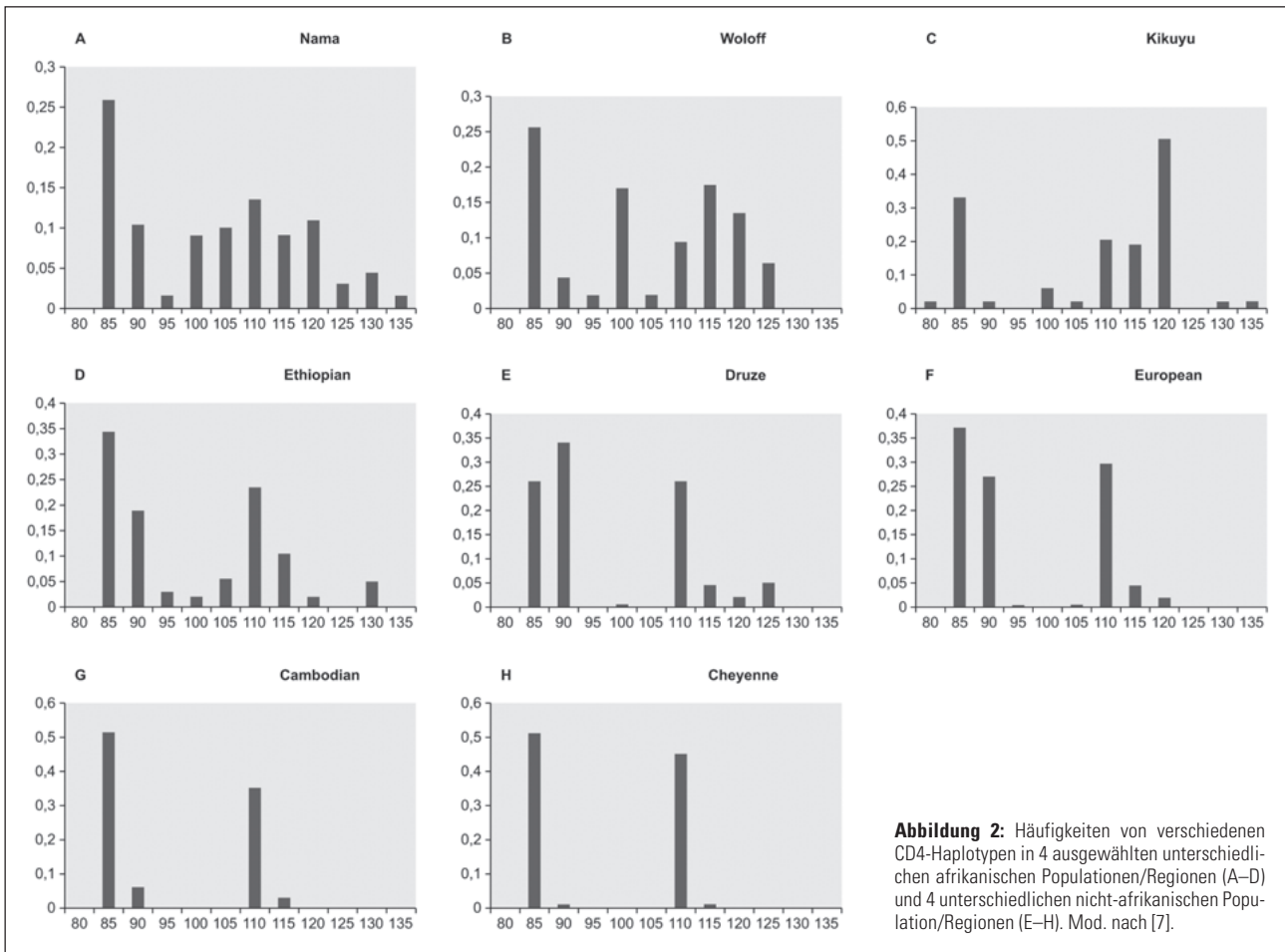
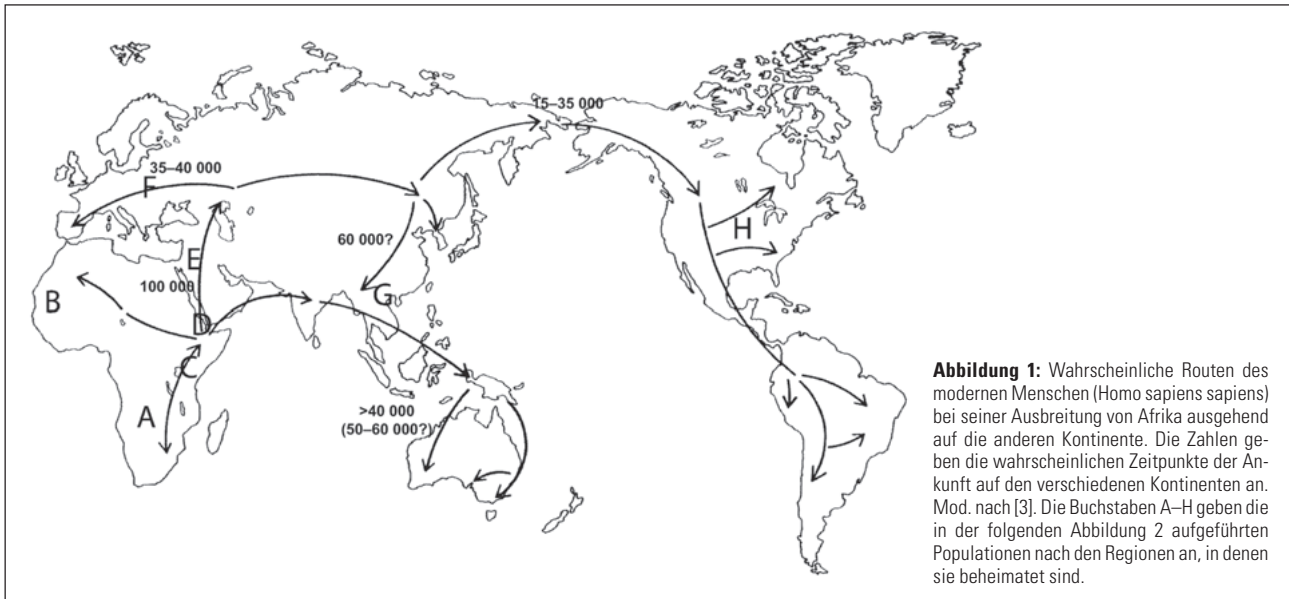
Gegenüber diesen überlieferten Theorien, welche in engem zeitlichem Zusammenhang zur Entstehung und Verbreitung

der transatlantischen Sklaverei entwickelt wurden, geht die Entstehungstheorie unserer modernen Art „Homo sapiens sapiens“, die vor etwa 200.000–160.000 Jahren in Afrika entstand, davon aus, dass sich die Menschheit von dort aus über Wanderungsbewegung nach Europa, Asien und Amerika ausgebreitet hat.

Dementsprechend ist davon auszugehen, dass die erste menschliche Population, welche in Afrika ansässig war, durch hohe genetische Varianz gekennzeichnet ist, da diese Population die älteste ist, und die genetische Varianz in einer Population im Laufe der Zeit von Generation zu Generation zunimmt. Genetische Forschung zeigte nun, dass im Rahmen von Wanderungsbewegungen relativ begrenzte Personenzahlen (zuerst in den Vorderen Orient, dann nach Europa und Asien und von dort aus bis nach Amerika) nur bestimmte Anteile der ursprünglich in Afrika vorhandenen genetischen Varianz mitgenommen haben: So wird beispielsweise bei der Analyse der Konstitution des CD4-Gens deutlich, dass Allele (d. h. alternative Formen der Gene bzw. alternative Genabschnitte, welche denselben Locus im Chromosom einnehmen) in Afrika südlich der Sahara in vielen verschiedenen Kombinationen (Haplotypen) vorliegen, während bereits in Nordafrika deutlich weniger genetische Varianz in den Populationen vorzufinden ist. Bei der weiteren späteren Wanderung von Europa nach Asien ist die genetische Varianz geringer, da diese Populationen jünger sind und weniger Zeit für die Entstehung von genetischen Varianten blieb. So finden sich beispielsweise in Europa nur noch 3 unterschiedliche Kombinationen (Haplotypen), während sich in Asien und Amerika sogar nur noch 2 Haplotypen mit einigermaßen großer Häufigkeit nachweisen lassen, wie die Abbildungen 1 und 2 zeigen.

Dies weist darauf hin, dass sich die höchste genetische Varianz eben bei Menschen südlich der Sahara in einer Region finden lässt, wo die ursprüngliche Entstehung der menschlichen Art und damit die Ursprungspopulation vermutet werden. Dies weist darauf hin, dass sich einzelne Menschen aus dem südlich der Sahara gelegenen Afrika genetisch voneinander deutlich stärker unterscheiden können als von Menschen aus Nordafrika, Europa und Asien.

Ganz wesentlich für die Frage, ob man kategoriale Einteilungen der Menschen in klar unterscheidbare „Rassen“ vornehmen kann oder nicht, ist aber der Befund, dass es sich in diesen unterschiedlichen Populationen um Unterschiede in der Häufigkeit der Ausprägung von Varianten eines Gens, d. h. der Allele und ihrer Kombination (Haplotypen), handelt. Es ist also keineswegs der Fall, dass unterschiedliche Menschenrassen unterschiedliche Gene aufweisen – vielmehr ist es so, dass unterschiedliche genetische Ausprägungen im Sinne der Allele in verschiedenen Häufigkeiten vorkommen. Auch bei funktionell wichtigen Genen, wie z. B. dem bekannten Blutgruppensystem, zeigen sich keine kategorialen Unterschiede zwischen den vermeintlich unterschiedlichen „Menschenrassen“, sondern es gibt nur bevölkerungsbezogene Unterschiede in der Häufigkeit des Auftretens der einzelnen genetischen Varianzen. Es ist eben gerade nicht so, dass Menschen aus Europa zum Beispiel typischerweise die Blutgruppe A aufweisen, Menschen aus Asien die Blutgruppe B und Menschen



aus Afrika die Blutgruppe 0. Deswegen mag der rettende Blutspender für einen verletzten Oberfranken aus Südafrika stammen und nicht aus Würzburg. Unterschiede im Auftreten solcher genetischer Varianzen finden sich deshalb nicht nur beim Vergleich von Menschengruppen aus beispielsweise China und Europa, sondern auch beim Vergleich von Populationen in Nord- versus Süddeutschland, Spanien versus Finn-

land oder in Kenia, Äthiopien und Nigeria. Der Genetiker Cavalli-Sforza [3] gibt in Tabelle 1 ein Beispiel für solche Unterschiede im Auftreten der relativen Häufigkeit von genetischer Varianz.

Tabelle 1 zeigt für ausgewählte Gene die Unterschiede in der relativen Häufigkeit in der genetisch kodierten Form eines im

Tabelle 1: Ausgewählte Gene und deren Unterschiede in der relativen Häufigkeit in der genetisch kodierten Form eines im Blut enthaltenen Proteins. Aus [3].

Gene	Europa	Afrika südl. d. Sahara	Indien	Ferner Osten	Süd- amerika	Austra- lien
GC-1	72 %	88 %	75 %	76 %	73 %	83 %
GC-2	28 %	12 %	25 %	24 %	27 %	16 %
FY-0	0,3 %	87 %	3 %	0 %	0,2 %	0 %

Blut enthaltenen Proteins. GC-1 und GC-2 sind 2 unterschiedliche, genetisch kodierte Formen des GC-Proteins, welches Vitamin D im Blut bindet. Es wird angenommen, dass GC-2 in Regionen mit intensiver Sonneneinstrahlung und GC-1 in Regionen mit weniger intensiver Sonneneinstrahlung vorteilhafter ist, die Unterschiede in der Häufigkeit dieser genetischen Varianz in verschiedenen Populationen sind aber nur gering. FY-0 bedeutet die Abwesenheit der Substanz FY, welche sich normalerweise auf der Oberfläche der roten Blutkörperchen befindet und einem bestimmten Malariaparasiten hilft, in die roten Blutkörperchen einzudringen. Das Fehlen dieses Proteins erschwert das Wachstum des Parasiten und verleiht dem Individuum eine gewisse Resistenz gegen diese besondere Form der Malaria. Obwohl diese Variante also in bestimmten Klimagebieten deutlich günstiger ist, ist sie nicht auf eine einzige Population beschränkt. Das häufige Auftreten in Afrika wird durch das dort häufige Vorkommen eines Malariaparasiten bedingt, gegen den die Träger von FY-0 resistent sind. In beschränktem Umfang finden sich solche genetischen Varianzen aber auch in Indien und in Europa sowie in Südamerika. Die Variation, die man bei der Farbe der Haut feststellt, ist mit der von FY vergleichbar, laut Cavalli-Sforza handelt es sich aber um einen fast einmaligen Fall unter vielen 100 bekannter Gene [3].

Entsprechend den Wanderungsbewegungen gibt es also keine kategorialen, sondern graduelle Unterschiede in der Verbreitung genetischer Varianzen, weswegen man auch von Zubzw. Abnahme genetischer Frequenzunterschiede spricht („de-cline“ oder „in-cline“). Livingston [2] basierte 1962 in seiner fundamentalen Kritik des Rassekonzepts eine eigene Konstruktion von Populationsunterschieden auf diesem Begriff der „clines“, also der graduellen Unterschiede zwischen Populationen. Und auch der Populationsgenetiker Cavalli-Sforza formulierte wörtlich: „Tatsächlich ist bei der Gattung Mensch eine Anwendung des Begriffs „Rasse“ völlig unsinnig. Die Struktur der menschlichen Population ist äußerst komplex und variiert von Region zu Region und von Volk zu Volk. Dank der ständigen Migration innerhalb der Grenzen einer Nation und darüber hinweg gibt es immer Nuancen, die klare Trennungen unmöglich machen [3]“. In ähnlicher Weise formulierte die „American Association of Physical Anthropologists“, dass der Rassebegriff wissenschaftlich obsolet ist. Zusammenfassend ist eine Rasseneinteilung der menschlichen Spezies aus genetischer Sicht haltlos, da es keine nennenswerten kategorialen Unterschiede im Hinblick auf die Genausstattung zwischen verschiedenen Populationen zu geben scheint. Es lassen sich nur unterschiedliche Genvarianten (Polymorphismen) zwischen verschiedenen Populationen

nachweisen. Eine ähnliche genetische Varianz existiert schließlich genauso zwischen Individuen einer gleichen Population.

■ Der Rassebegriff: Wissenschaftlich nicht haltbar, aber praktisch relevant?

Auch wenn der Rassebegriff als wissenschaftlich unhaltbar gelten muss, da er von der irrigen Annahme kategorialer Unterschiede zwischen menschlichen Populationen ausgeht, stellt sich dennoch die Frage, ob er denn praktisch nützlich ist. Wenn beispielsweise die Blutgruppe 0 bei 70 % bestimmter afrikanischer und bei 40 % europäischer Populationen vorkommt, ist es denn dann nicht doch sicherer, Blutspender aus lokalen Populationen zu gewinnen, und diese Populationen anhand von „Rassekriterien“ (wenn auch unzureichend) einzuteilen? Das Vorgehen bei Bluttransfusionen zeigt schon, dass sich eine solche praktische Anwendung verbietet, da die Vorhersage einer Blutgruppe durch Zugehörigkeit zu einer Population viel zu unpräzise ist, um danach therapeutische Entscheidungen auszurichten. Es wäre ja völlig indiskutabel, im oben genannten Fall eine Bluttransfusion mit dem Risiko durchzuführen, bei 30 % aller Versuche eine Unverträglichkeitsreaktion auszulösen. Hinzu kommt, dass die zur vermeintlichen „Rasse“-Klassifikation benutzten körperlichen Merkmale keinesfalls auf bestimmte geographische Regionen beschränkt sind. So ähneln beispielsweise Melanesier in Bezug auf die Tönung ihrer Hautfarbe und der Struktur ihrer Haare Menschen aus Afrika, während sich sprachlich und genetisch eher Ähnlichkeiten zu weiteren Populationen im pazifischen Raum nachweisen lassen [3]. Grundsätzlich lässt sich sagen, dass der Phänotyp, d. h. das äußere Aussehen, unter dem Druck der Umweltbedingungen veränderlich ist. Die Textur der Haare und Tönung der Hautfarbe sind offenbar eine Anpassung an den Grad der Sonneneinstrahlung, umgekehrt ist helle Haut vorteilhaft in Regionen mit niedriger Sonneneinstrahlung, da dann trotz der verminderten Lichtintensität die Umwandlung der Vorstufen in Vitamin D gelingt. Cavalli-Sforza vermerkt hierzu: „Tatsächlich aber haben sich die für diese sichtbaren Unterschiede verantwortlichen Gene nur infolge der klimatischen Einwirkungen verändert. [...] Die Gene, die auf das Klima reagieren, beeinflussen die äußeren Merkmale des Körpers, weil die Anpassung an das Klima vor allem eine Veränderung der Körperoberfläche erforderlich macht. Eben weil diese Merkmale äußerlich sind, springen die Unterschiede zwischen den Rassen so sehr ins Auge, so dass wir glauben, ebenso krasse Unterschiede existieren auch für den ganzen Rest der genetischen Konstitution. Aber das trifft nicht zu: Im Hinblick auf unsere übrige genetische Konstitution unterscheiden wir uns nur geringfügig voneinander“ [3].

Auch Enzyme, welche den Abbau von Psychopharmaka regeln, sind genetisch kodiert und die Allelfrequenzen der kodierenden Gene können zwischen verschiedenen Populationen schwanken. So können beispielsweise „slow metabolizers“ bestimmter Leberenzyme (der CYP450-Familie) mit besonders langsamem Abbau in einigen Populationen mit einer Frequenz von 1–2 %, in anderen jedoch mit einer Frequenz von bis zu 10 % auftreten. Es wäre aber fahrlässig, aus diesem statistisch signifikanten Unterschied im Vorkommen von langsamen Metabolisierern darauf zu schließen, alle

Menschen aus der Population, in der langsame Metabolisierer besonders selten vorkommen, automatisch höher dosieren zu müssen. Genauso inakzeptabel wäre es, die 90 % aller Personen, welche eine „normale“ Metabolisierungsrate aufweisen, generell mit niedrigen Dosierungen zu behandeln, nur weil 10 % aller Menschen aus derselben Population ein Medikament besonders langsam abbauen. Hilfreich für eine genetisch informierte Medikamentengabe sind demgegenüber Medikamentenspiegel und, sofern praktisch durchführbar, die individuelle Bestimmung des Genotyps. Entgegen dem Vermarktungsinteresse einer sich formierenden „rassischen Pharmakologie“ muss also dringend vor falschen Generalisierungen gewarnt werden: Jeder einzelne Patient ist individuell zu betrachten und die Möglichkeit der Vorhersage eines besonders schnellen oder langsamen Medikamentenabbaus aufgrund der geographischen Herkunft einzelner Patienten ist von sehr hoher Irrtumswahrscheinlichkeit begleitet.

Was sich also bei der Betrachtung unterschiedlicher Populationen nachweisen lässt, sind Frequenzunterschiede in der genetischen Variation, d. h. in der Häufigkeit von allelischen Varianzen der genetischen Konstitution. Demgegenüber lassen sich keine kategorialen Unterschiede im Vorkommen einzelner Gene nachweisen – was zwischen den Populationen prozentual variiert, sind Ausprägungsformen einzelner Gene, nicht das Vorkommen der Gene selbst. Hinzu kommt, dass auch vermeintlich populationspezifische Varianzen, wie die genetisch bedingte Sichelzellenanämie, welche vor Malaria schützt, in vergleichbarer Form und Ausprägung auch in europäischen Malariagebieten, beispielsweise in Griechenland, nachweisbar sind. Je nach Population können hier aber unterschiedliche Mutationen zum selben Effekt, d. h. zum selben Phänotyp der Sichelzellenanämie, führen. Aus der spezifischen Ausprägung einer solchen Mutation kann also gefolgert werden, in welcher Region diese Mutation wahrscheinlich entstanden ist. Zur Konstruktion einer „Rasse“ eignet sie sich dagegen nicht.

■ Ist der amerikanische Begriff „race“ vom europäischen Begriff der „Rasse“ unterscheidbar?

Der Begriff „race“ scheint im angloamerikanischen Sprachraum, anders als der durch den Nationalsozialismus besonders belastete Begriff der „Rasse“, noch als politisch korrekt bewertet zu werden. Dieser Eindruck wird allerdings durch die amerikanische Rassenklassifikation gerade deshalb bewirkt, weil auch die Befürworter einer besseren Beteiligung von Minderheiten am Schul- und Weiterbildungssystem zur Überprüfung der Zugangsbarrieren auf die Zählung der rassistisch diskriminierten Menschen angewiesen sind. Dazu benötigen sie nun aber wiederum eine Klassifikation der Menschen, welche von rassistischer Diskriminierung betroffen sein können. Es ist nicht ohne Ironie, dass sich damit die sozialpsychologisch simplen Klassifizierungen vermeintlicher „Rassen“ in der Selbstwahrnehmung jener Menschen reproduzieren, die davon betroffen sind. Die amerikanischen Rassenklassifikationen sind aber auch aus weiteren Gründen wissenschaftlich unsinnig: Der Begriff der „Kaukasier“ bezeichnete ursprünglich keineswegs Menschen mit indoeuropäischem Sprachhintergrund, sondern ist vielmehr im Bereich der imaginären

Anthropologie des 18. Jahrhunderts entstanden. Wie bereits geschildert, verwendete Blumenbach hierbei Elemente der biblischen Schöpfungsgeschichte und ging von der Annahme der unterschiedlichen Schwere der Degeneration einzelner Menschenrassen aus, deren Maßstab jeweils das europäische Schönheitsideal war. Auch andere Bezeichnungen sind offenbar historisch gewachsen. So bezeichnet der Begriff der „Hispanics“ alle Einwanderer aus spanischsprechenden südamerikanischen Ländern. Bezeichnet werden hierbei aber nicht etwa nur die Nachfahren der Indios und der spanischen Eroberer, sondern je nach Ausmaß des transatlantischen Sklavenhandels auch die Nachfahren der aus Afrika entführten Menschen. Entglitt ein Land nun im Laufe der Kolonialgeschichte der spanischen Herrschaft, wie dies beispielsweise bei Jamaika im 18. Jahrhundert der Fall war, dann wurden die Menschen aus diesen Regionen nicht mehr als „Hispanics“ bezeichnet, sondern zählen als Jamaikaner mit überwiegend dunkler Hautfarbe zu den „African Americans“. Wie willkürlich eine solche Klassifikation ist, zeigt sich nicht nur an den Wechselfällen der amerikanischen Geschichte, sondern auch an den vielfachen Vermischungen, wie sie sich an der spanischen Klassifizierung für die amerikanischen „Mündel“ in Puerto Rico ablesen lässt:

*Spanier und Indianerin zeugen mestizo
mestizo und Spanierin zeugen castizo
castizo und Spanier zeugen Spanier
Spanier und Negerin zeugen mulato
Spanier und mulato zeugen morisco
morisco und Spanier zeugen albino
Spanier und albino zeugen torna atrás
Indianer und torna atrás zeugen lobo
lobo und Indianerin zeugen zambaigo
zambaigo und Indianerin zeugen cambujo
cambujo und Mulattin zeugen albarazado
albarazado und Mulattin zeugen barcino
barcino und Mulattin zeugen coyote
coyote und Indianerin zeugen chamiso
chamiso und Mestize zeugen coyote mestizo
coyote mestizo und Mulattin zeugen ahí te estas*

Dies ist die offizielle Rangordnung der spanischen Klassifizierung für die amerikanischen „Mündel“. Die unterste Stufe bildeten die *ahí te estas* („hier bist du“) [8]. Bei Menschen mit afrikanischer und indianischer Abstammung, bei denen diese Herkunft als vermeintlich „minderwertig“ galt, zählten Menschen so lange als „African Americans“ oder Indianer, wie sich in ihrem Aussehen noch Hinweise auf die entsprechenden Vorfahren finden ließen. Jemand ist also so lange schwarz, wie man ihn noch als solchen in irgendeiner Form erkennen und diskriminatorischen Praktiken aussetzen kann. Deshalb zählt der aktuelle US-Präsident Barack Obama mit einem afrikanischen Vater und einer europäischstämmigen Mutter als „schwarzer“ Präsident. Das Stereotyp der rassistischen Diskriminierung prägt hier Rassenklassifikation wie Selbstverständnis jener Menschen, welche sich unter dem Druck rassistischer Klassifikation und Diskriminierung als selbstbewusste Träger einer schwarzen Kultur konstituierten. Ähnlich wie im Fall der jüdischen Großmutter, die zur Zeit des Nationalsozialismus ausreichte, um einen Menschen der entsprechenden Vernichtungsmaschinerie auszuliefern, zählt also nicht die vermeintliche genetische Ähnlichkeit mit der

angeblichen Ursprungspopulation, sondern die auf irgendeine Weise noch herstellbare Verbindung zu einer sozial verfolgten Gruppe als Kriterium, wer den diskriminierenden Praktiken ausgesetzt ist und sich gegen die entsprechenden Stereotypen wehren muss.

Dass diese historisch obsoletere Klassifizierung der vermeintlichen Menschenrassen in Amerika auch heute noch klinische Anwendung findet, zeigt sich am Beispiel des bei Herzschwäche eingesetzten Medikaments Bidil (eine Kombination von Hydralazin und Isosorbit-Dinitrat). Bei klinischen Testungen zeigte dieses Medikament keine allgemeine Wirksamkeit, Subgruppenanalysen ergaben bei Afroamerikanern allerdings einen signifikanten Therapieerfolg. So wurde es 2005 von der amerikanischen Gesundheitsbehörde FDA ausdrücklich nur für Afroamerikaner zugelassen. In diesem Rahmen entspann sich eine kontroverse Diskussion, bei der auf 2 wichtige Punkte hingewiesen wurde: Zum einen, dass Afroamerikaner ein höheres Risiko haben, an Herzschwäche zu versterben und es deshalb nicht vertretbar sei, dieser Gruppe ein wirksames Medikament vorzuenthalten; zum anderen, dass die Wirksamkeit von Bidil nicht durch die Hautfarbe zu erklären sei, sondern dass die Faktoren, die mit der – vermeintlichen – Wirksamkeit des Medikaments assoziiert seien, noch nicht entdeckt worden sind. Es ist nicht abschließend geklärt, ob es sich hier um Genvarianten oder Umweltfaktoren oder um das Ergebnis multipler Subgruppentestungen unter dem Vermarktungsdruck eines in der Allgemeinbevölkerung nicht wirksamen Medikaments handelt. Da, wie oben ausgeführt, der Begriff der Afroamerikaner unterschiedslos auf alle Menschen angewendet wird, welche in irgendeiner sichtbaren Form Vorfahren aus Afrika haben könnten – unabhängig davon, ob es sich um eine afroamerikanische Großmutter bei Familien handelt, die seit 200 Jahren in Amerika leben oder um die Kinder von 2 in den vergangenen Jahrzehnten aus Nigeria zugewanderten Ehepartnern – erscheint es als nicht ganz unwahrscheinlich, dass multiples Testen eines in der Allgemeinbevölkerung statistisch nicht signifikant wirksamen Medikaments neue Vermarktungsmöglichkeiten bei vermeintlichen „Rassen“ eröffnet, welche ohne die Konstruktion von solchen „Rassen“ nicht gegeben sind.

■ Verschiedene europäische Menschenrassen?

Vor der Niederlage des Nationalsozialismus wurde die Einteilung der Menschenrassen weit über die Zuordnung zu den vermeintlichen 3 „Großrassen“ betrieben. So wurden Millionen Juden trotz ihrer jahrhundertelangen Sesshaftigkeit in Mitteleuropa als „artfremde“ semitische „Rasse“ definiert. Dies war aber nicht nur in Deutschland der Fall, auch in anderen Teilen Europas und in Amerika erfolgte die Zuordnung jüdischer Menschen zur Großrasse der „Kaukasier“ bzw. zu den „White Folks“ erst nach dem 2. Weltkrieg. Sie wurde erleichtert durch Integrationsprogramme für Soldaten, welche hellhäutigen jüdischen und christlichen Amerikanern zugesprochen wurden, schwarzen Soldaten jedoch in der Regel nicht offenstanden [9]. Die Aufhebung diskriminierender Behandlung gegenüber jüdischen Mitbürgern in den Vereinigten

Staaten nach dem 2. Weltkrieg spielte also eine wesentliche Rolle bei der Neukategorisierung der vermeintlichen „Rassen“ in Amerika. In Deutschland selbst findet man sowohl vor als auch nach dem 2. Weltkrieg in enzyklopädischen Werken durchaus noch die Einteilung der Europäer in idealtypisch definierte „nordische“, „westische“ und „östliche“ Rassen, wobei erstere als blauäugig und langschädlig und letztere als klein, dunkelhaarig, braunäugig und nicht explizit zu höherer geistiger Betätigung befähigte Menschen definiert wurden [10].

Mit der Niederlage des Nationalsozialismus verlor diese Art der Rasseneinteilung allerdings an Bedeutung. Entsprechend diesem zeithistorisch wie politisch ermöglichten Neubeginn gibt es auch derzeit keine Versuche, das unterschiedliche Auftreten bestimmter Allelfrequenzen in Nord- versus Südeuropa durch eine innereuropäische Rassenklassifikation vorherzusagen, um damit das Ansprechen auf einzelne Psychopharmaka im Voraus abzuschätzen. Wie oben gezeigt, wäre eine solche Einteilung nicht nur extrem unzuverlässig, aufgrund der genetischen Variabilität in den einzelnen Populationen wäre sie auch keineswegs geeignet, auch nur mit einigermaßen vertretbarer Sicherheit das Auftreten von beispielsweise schweren Nebenwirkungen bei extrem langsamer Metabolisierung (extrem langsamem Abbau) eines Medikaments vorherzusagen. Kenntnisse über Frequenzunterschiede in der Allelausprägung einzelner Gene zwischen Menschen unterschiedlicher geographischer Herkunft ersetzen deshalb auf keinen Fall eine Auseinandersetzung mit dem individuellen Vulnerabilitätsprofil des Patienten, sie ersparen keine genetische Testung bei Verdacht auf Extremtypen der Metabolisierung und sagen keinesfalls verlässlich voraus, welche Therapie im Einzelfall anzuwenden ist. Dies gilt auch bei Einbeziehung von modernen Formen der Definition von Subpopulationen durch Kartierung von einigen 100 Genpolymorphismen [11]. Diese Methode war primär entwickelt worden, um geringfügige Unterschiede in der Auftretenswahrscheinlichkeit genetischer Varianzen bei der Testung, beispielsweise von Medikamentenwirkungen in verschiedenen Regionen, zu erfassen. Auch die hier erhobenen Befunde stützen den bereits beschriebenen graduellen Unterschied zwischen verschiedenen Populationen und sprechen gegen eine simple kategoriale Unterscheidung von Allelfrequenzen innerhalb unterschiedlicher Populationen im Sinne des Rassenkonzepts. Deshalb kann die Auseinandersetzung mit genetischen Variationen, d. h. unterschiedlichen Allelfrequenzen, beispielsweise für Enzyme, welche Psychopharmaka abbauen (z. B. Cytochrom-P450-Enzyme), bei einzelnen Populationen durchaus im Interesse der Patienten sein. Sie stützen aber keine reduktionistische Einteilung in Menschenrassen, welche aufgrund der bisher damit verbundenen diskriminierenden Praktiken zudem für die Betroffenen sozial schädlich ist und den Blick auf die Vielfältigkeit menschlicher Seins- und Erlebnisweisen sowie ihrer neurobiologischen Korrelate verstellt.

■ Interessenkonflikt

Der korrespondierende Autor verneint einen Interessenkonflikt.

■ Relevanz für die Praxis

Neuere Forschungen zeigen, dass sich im Erbgut keine kategorialen Unterschiede zwischen den vermeintlichen Menschenrassen, sondern nur Unterschiede in der Auftretenshäufigkeit einzelner genetischer Varianzen finden lassen.

Diese Erkenntnisse haben zu einer Neugewichtung phänotypischer Unterschiede geführt, die nicht mehr als Kennzeichen einer (vermeintlich höher- oder minderbegabten) „Rasse“ gelten. Nichtsdestoweniger gibt es immer wieder Publikationen und Forschungen, die kategoriale Unterschiede zwischen „Rassen“ postulieren und darüber soziale, ökonomische oder Verhaltensunterschiede zu erklären versuchen.

Wir erörtern eine alternative Sichtweise, welche das aktuelle Wissen über graduelle biologische Varianzen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Menschen in unterschiedlichen Populationen ernst nimmt und reduktionistischen und potenziell diskriminierenden Einteilungen in „Menschenrassen“ widerspricht. Dies ermöglicht eine differenzierte und kontextorientierte Auseinandersetzung mit der menschlichen Diversität und Variabilität.

Literatur:

1. Association of American Physical Anthropologists. Statement of biological aspects of race. *Am J Physiol Anthropol* 1996; 101: 569–70.
2. Livingston F. On the non-existence of human races. In: Harding S (ed). *The Racial Economy of Science*. Indiana University Press, Bloomington-Indianapolis, 1962; 133–41.
3. Cavalli-Sforza L, Cavalli-Sforza F. Verschieden und doch gleich: ein Genetiker entzieht dem Rassismus die Grundlage. Droemer Knaur, München, 1994.
4. Blumenbach JF. *Handbuch der Naturgeschichte*. 11. rechtmäßige Ausg. Dieterich'sche Buchhandlung, Göttingen, 1825.
5. Blumenbach JF. *De Generis Humani Varietate Nativa*. 5. Aufl. Göttingen, 1795.
6. Gould SJ. *Der falsch vermessene Mensch*. 3. Aufl. Suhrkamp Taschenbuchverlag, Frankfurt/Main, 1999 [1981].
7. Tishkoff SA, Dietzsch E, Speed W, Pakstis AJ, Kidd JR, Cheung K, Bonnè-Tamir B, Santachiara-Benerecetti AS, Moral P, Krings M. Global patterns of linkage disequilibrium at the CD4 locus and modern human origins. *Science* 1996; 271: 1380–7.
8. Röhrbein K, Schultz R. *Puerto Rico. Inselparadies der Wallstreet und unabhängiger Staat? Geschichte, Kultur, Gegenwart*. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin, 1978.
9. Brodtkin K. *How Jews became white folks and what that says about race in America*. Rutgers University Press, New Brunswick-New York-London, 1998.
10. *Der Brockhaus*. In vier Bänden. Brockhaus, Mannheim, 1934.
11. Price AL, Patterson NJ, Plenge RM, Weinblatt ME, Shadick NA, Reich D. Principal components analysis corrects for stratification in genome-wide association studies. *Nat Genet* 2006; 38: 904–9.

Prof. Dr. med. Andreas Heinz

Studium der Medizin, Philosophie und Anthropologie in Bochum, Berlin und Washington. Approbation und Dissertation 1988, Habilitation 1998. Arzt für Neurologie, Psychiatrie und Psychotherapie sowie Sozialmedizin. Seit 2002 Lehrstuhlinhaber für Psychiatrie und Psychotherapie an der Charité Universitätsmedizin Berlin, Campus Mitte.



Mitteilungen aus der Redaktion

Besuchen Sie unsere zeitschriftenübergreifende Datenbank

[Bilddatenbank](#)

[Artikeldatenbank](#)

[Fallberichte](#)

e-Journal-Abo

Beziehen Sie die elektronischen Ausgaben dieser Zeitschrift hier.

Die Lieferung umfasst 4–5 Ausgaben pro Jahr zzgl. allfälliger Sonderhefte.

Unsere e-Journale stehen als PDF-Datei zur Verfügung und sind auf den meisten der marktüblichen e-Book-Readern, Tablets sowie auf iPad funktionsfähig.

[Bestellung e-Journal-Abo](#)

Haftungsausschluss

Die in unseren Webseiten publizierten Informationen richten sich **ausschließlich an geprüfte und autorisierte medizinische Berufsgruppen** und entbinden nicht von der ärztlichen Sorgfaltspflicht sowie von einer ausführlichen Patientenaufklärung über therapeutische Optionen und deren Wirkungen bzw. Nebenwirkungen. Die entsprechenden Angaben werden von den Autoren mit der größten Sorgfalt recherchiert und zusammengestellt. Die angegebenen Dosierungen sind im Einzelfall anhand der Fachinformationen zu überprüfen. Weder die Autoren, noch die tragenden Gesellschaften noch der Verlag übernehmen irgendwelche Haftungsansprüche.

Bitte beachten Sie auch diese Seiten:

[Impressum](#)

[Disclaimers & Copyright](#)

[Datenschutzerklärung](#)